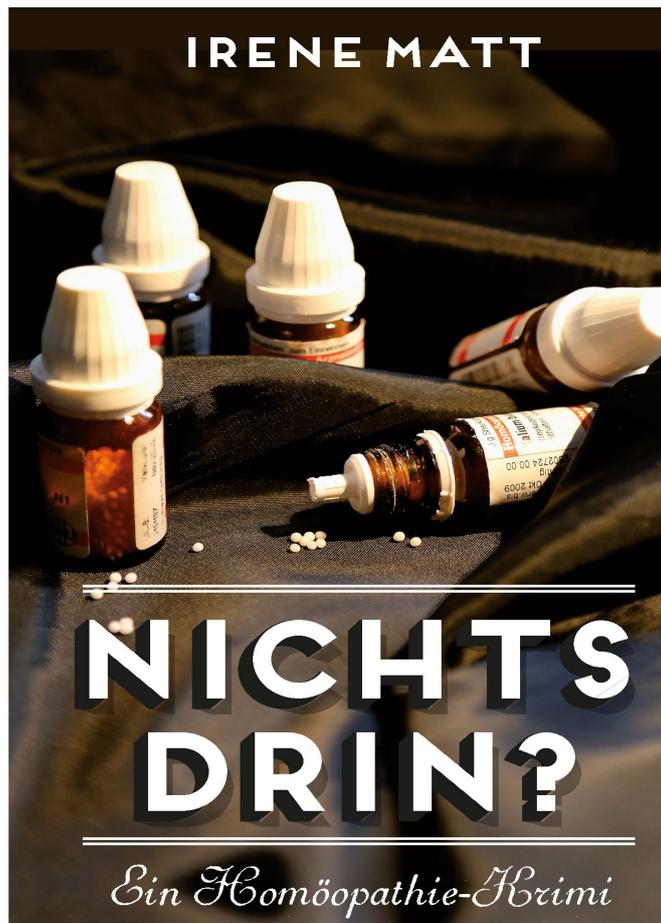




Matt, I. **Nichts drin?**



zum Bestellen [hier klicken](#)

by naturmed Fachbuchvertrieb

Aidenbachstr. 78, 81379 München

Tel.: + 49 89 7499-156, Fax: + 49 89 7499-157

Email: info@naturmed.de, Web: <http://www.naturmed.de>

Irene Matt
NICHTS DRIN?

Jedes wirksame Arzneimittel erregt im menschlichen Körper eine Art von eigener Krankheit, eine desto eigentümlichere, ausgezeichnetere und heftigere Krankheit, je wirksamer die Arznei ist.)*

Man ahme der Natur nach, welche zuweilen eine chronische Krankheit durch eine hinzukommende heilt, und wende in der zu heilenden Krankheit dasjenige Arzneimittel an, welches eine andere, möglichst ähnliche, künstliche Krankheit zu erregen im Stande ist, und jene wird geheilt werden; Similia similibus.

S. Hahnemann (1755–1843)

^{*)} Die wirksamsten, spezifische Krankheit erregenden, folglich hilfreichen Arzneien nennt der Laie Gifte.

Irene Matt

NICHTS DRIN?

Alle Rechte vorbehalten
© 2017 Verlag am Eschbach der Schwabenverlag AG
Im Alten Rathaus/Hauptstraße 37
D-79427 Eschbach/Markgräflerland
www.verlag-am-eschbach.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-86917-553-9

Prolog

Alexandra konnte nicht einschlafen, obwohl ihr die Müdigkeit wie Blei in den Gliedern steckte. Sie rollte sich seit über einer Stunde unter ihrer Daunendecke von einer Seite zur anderen. Auch das Kissen drehte sie mit um, doch dessen frische Seite erwärmte sich, sobald ihr Kopf einen Moment darauf lag. Danach versuchte sie, eine geeignete Lage ohne das Kissen zu finden. Sie schmiegte ihre Wange dicht an das kühle Laken. So, ganz flach auf dem Bauch liegend, schien sie der nötigen Entspannung endlich näher zu kommen. Aber irgendetwas stimmte neben der nervösen Unruhe auch nicht mit ihrer Körpertemperatur. Wiederholt streckte sie einen ihrer nackten Füße unter dem raschelnden Bettzeug hervor, doch das wurde ihr rasch zu kalt und sie zog ihn ungeduldig wieder zurück. Sogleich war es ihr wieder zu warm. Schließlich drehte sie sich seufzend auf die Seite – aber nein, so ging es gar nicht. Diese Position ließ sie nur noch angespannter werden. In ihrem Inneren schienen sich widersprechende Pole von Erschöpfung und Energie vehement zu bekämpfen. Die Unruhe hatte Besitz von ihrem ganzen Körper ergriffen. Ihre Nerven fühlten sich an, als seien sie zur Gänze aufgerieben und wund. Erneut dreht sie sich um. Sie kam bäuchlings zum Liegen. Ihre Arme hatte sie dicht neben dem Körper ausgestreckt. Dieser Position spürte sie eine Weile nach. Ja, so war es besser. Endlich schien sie die richtige Stellung gefunden zu haben. Nur, dass ihr jetzt der warme, regelmäßige Atem von Hermann direkt ins Gesicht blies.

Gereizt seufzend drehte sie sich zurück auf den Rücken.

Mit einem energischen Ruck setzte sie sich danach im Bett auf. Sie würde keine Ruhe finden, das war jetzt klar. Obwohl sie es sich bislang nicht eingestehen wollte, tauchten die Bilder und Eindrücke des vergangenen Tages, einer Endlosschleife gleich, vor ihrem inneren Auge auf. Sie erlaubten ihr die Zuflucht in den Schlaf nicht. Okay, nahm sie sich vor, ich gehe noch einmal alles genau durch und danach lege ich es ab. Sie konzentrierte sich auf das Tagesgeschehen und erinnerte sich ganz bewusst an die Details des vergangenen Tages. Gestern Nachmittag war sie aus einer anstrengenden Teamsitzung heraus zu einem Tatort gerufen worden. Einem Tatort, der ihr jetzt den Schlaf raubte.

Natürlich war sie nach ihren vielen Berufsjahren an grausige Anblicke gewöhnt; leicht konnte man sie nicht mehr erschüttern. Manches Mal, wenn sie ihre dienstjüngeren Kollegen bei Einsätzen beobachtete, wie sie sich hinterher übergaben oder hemmungslos weinten, bedauerte sie sogar die unvermeidliche Abstumpfung, die sich bei ihr mittlerweile eingestellt hatte. Doch bei dem gestrigen Fall gab es eine zusätzliche und ungewöhnliche Komponente, die den Schutzwall ihrer routiniert aufgebauten, professionellen Distanz wie ein Geschoss durchbrochen hatte.

Es begann damit, dass die Nachbarn eines Gehöfts in Dachsberg ihren Einsatz ausgelöst hatten. Laut mehrerer, im Nachhinein aufgenommenener Zeugenaussagen, war im Dorf ein Streit zwischen den Eheleuten auf dem Scheffelhof zu hören gewesen, in dessen Verlauf der Mann seine Frau fürchterlich beschimpfte. „Ich schlag dich tot, du elende Drecksau!“ und „Ich bring dich um, du miese Schlampe“, schrie er, neben weiteren wilden Flüchen derart laut, dass es im ganzen Dorf und noch darüber hinaus

zu hören war. Der weithin für seine Tobsuchtsanfälle bekannte Bauer war kurz danach mit seinem Traktor in einem irrsinnigen Tempo weggefahren. Es war nicht das erste Mal, dass man ihn derart toben hörte. Die kleine Gruppe der Dorfbewohner, die sich währenddessen in Marias Gemüsegarten zum Tratsch versammelt hatte, wurde erst unruhig, als sie die kleine Tochter der Bäuerin wiederholt verzweifelt nach ihrer Mutter rufen hörten. Vermutlich war sie aus der Schule zurückgekommen und suchte nach ihrer Mutter. Die jüngeren Kinder durften manchmal schon um elf Uhr nach Hause gehen. Keiner hatte gesehen, dass auch „die Rote“ den Hof verlassen hatte, und deshalb entschied man, es sei nötig, in der Nachbarschaft nach dem Rechten zu sehen. Die dortige Bäuerin, eine überdurchschnittlich attraktive Frau und Mutter dreier Kinder, die allerdings nicht aus dieser Verbindung stammten, wurde innerhalb der Dorfgemeinschaft die Neue und wegen ihrer roten Haare die Rote genannt, obwohl sie bereits seit über zwei Jahren hier lebte. Manchmal, wenn man besonders versessen darauf war, die heimischen Traditionen zu verteidigen, wurde sie auch die Rote vom Osten genannt. Wie ein Lauffeuer hatte die Neuigkeit von ihrem Einzug auf dem Hof damals die Runde im Dorf gemacht. Die Ereignisse auf dem Scheffelhof waren aber auch schon davor regelmäßig Gegenstand des Tratsches im Laden und am Stammtisch der Dorfgaststätte gewesen. Erst recht wurde jetzt diese für das Dorf ungewöhnliche Patchworkfamilie von den Einheimischen argwöhnisch beobachtet. Man beneidete die Neue allerdings nicht um den Mann, dessentwegen sie hierhergekommen war. Mittel- oder unmittelbar hatte jeder der Einheimischen seine mehr oder minder unangenehmen Erfahrun-

gen mit ihm gemacht und konnte sie den vielfach schrägen Geschichten um den kauzigen Scheffelbauern beifügen. Zunächst hatte man geargwöhnt, es könne sich bei der Frau, die er plötzlich mit auf seinen Hof brachte, nur um eine rechte Schlampe handeln, aber im Laufe der Zeit erkannte man an, dass sie sich durchaus als liebevolle und pflichtbewusste Mutter erwies. Ihre Kinder waren tadellos gekleidet, kamen pünktlich zur Schule und erschienen dort nie, ohne ein Pausenbrot mitzubringen. Auch, dass sie sich sehr um soziale Kontakte bemühte, machte die Runde im Dorf. Hilfsbereit übernahm sie verschiedenste Dienste, wenn zum Beispiel jemand erkrankte, und die Landfrauen organisierten, wie dessen Alltag in der Familie und auf dem Hof aufrecht erhalten werden sollte.

Nun schien es, dass sie vielleicht selbst Hilfe brauchen könnte. Zielstrebig betrat die kleine Gruppe das Haus, nachdem sich auf ihr Rufen und Klopfen hin nichts gerührt hatte. Das Kind stand hilflos in der Küche. Sie wiesen es an, auch dort zu bleiben, und machten sich auf die Suche nach seiner Mutter. Marie, allen Nachbarn voran, erklimm ungeachtet ihrer siebenundsiebzig Lenze behände als Erste die Leiter, die auf den Dachboden führte, nachdem im Haus und Stall niemand zu finden gewesen war. Noch halb auf der morschen Leiter stehend, schrie sie in heiserem Entsetzen hinter sich: „Jesus, Maria und Josef, chömet schnäll!“

Die Gesuchte befand sich im Speicher des Gehöfts. Ihr rotes Haar leuchtete im Gegenlicht wie ein Flammenkranz über ihrer leichenblassen Haut. Sie hatte sich mit einer Wäscheleine stranguliert, deren anderes Ende um einen Giebelbalken geschlungen war. Die Polizei, also Alexandras Einsatz, und ein Arzt wurden von der Mutter des Bürger-

meisters gerufen, während Maries geistig leicht behinderter, jedoch körperlich sehr kräftiger Sohn die Beine der Erhängten umfasste, um dadurch die Schlinge zu entlasten. Er hatte spontan gehandelt, vermutlich in der Hoffnung, die Frau noch retten zu können. Beherzt löste Marie, die den umgekippten Stuhl wieder aufgestellt hatte und darauf gestiegen war, geschickt den Knoten am Giebelbalken. Der Körper sank über die Schulter ihres Sohnes, der ihn vorsichtig zu Boden gleiten ließ. Die anderen Frauen versuchten, in schweigendem Entsetzen vereint, die Leine zu lösen, die sich tief in den Hals der zierlichen Person gegraben hatte. Sie starrten den Körper der Erhängten schamlos an, als sollte er ihnen Rechenschaft darüber ablegen, was geschehen war. Jeder der Anwesenden versuchte, die Situation zu erfassen, und überlegte, was hier genau vor sich gegangen war. Keiner der Nachbarn konnte sich vorstellen, dass die Frau ihre Kinder freiwillig derart im Stich gelassen hatte. Vielmehr vermutete man jetzt leise tuschelnd, der cholerisch veranlagte Biobauer, der sie, wie man mit der Zeit herausgefunden hatte, über eine Annonce kennengelernt hatte, hätte seine immer wieder lauthals propagierten Morddrohungen gegen sie nun wahr gemacht und die Strangulation sei die Tarnung dafür. Im Dorf hatte sowieso niemand daran geglaubt, dass die Verbindung des eigenwilligen Grantlers mit der lebenslustigen Fremden und ihren Kindern gut gehen würde. Zumal man durch mehrere Zwischenfälle wusste, dass er Kinder überhaupt nicht mochte. Wer sich von den Nachbarskindern dennoch auf seinem Hof erwischen ließ, wurde von ihm unter übelsten Flüchen davongejagt. Sein Geschrei war von gezielten Würfen auf die Flüchtenden begleitet, dabei warf er mit allem, was ihm gerade in die Hände kam: Har-

ken, Mistgabeln, Steine usw. Er kannte in seiner Rage keine Grenzen.

Es waren aber nicht diese Umstände, die der Kommissarin bei dem Fall derart unter die Haut gingen. Ein einziger Augenblick brannte sich wie Säure in ihre Seele. Alexandra empfand bereits die kurvige Anfahrt durch den für die Jahreszeit ungewöhnlich nebligen und schwarzen, seinem Namen alle Ehre machenden Wald als belastend. Den abgelegenen Hof auf dem Dachsberg zu finden, war nicht so einfach, wie sie sich das vorgestellt hatte. Die Gemeinde setzte sich aus vier verschiedenen Ortsteilen zusammen. Alle Gebäude wurden nach Ortsteil und Hausnummer gelistet, erst 2007 waren auch in dieser Gegend Straßennamen eingeführt worden. Trotz ihres Navigationsgerätes musste sie mehrfach wenden und das zerfranst in die Länge gezogene Dorf aufs Neue anfahren, um endlich den richtigen Hof zu erreichen.

Obwohl sie selbst gar nicht weit von dieser Gegend aufgewachsen war – ihr Elternhaus stand in St. Blasien –, kam es ihr hier noch einsamer, noch abgelegener und unwirklicher vor als in anderen Gemeinden des südlichen Schwarzwaldes.

Jetzt bedauerte sie, Isidor, ihren Assistenten, nicht gleich mitgenommen zu haben. Sie wollte sich heute sein ausuferndes Kommunikationsbedürfnis und die endlosen Analysen der ohnehin schon anstrengenden Teambesprechung ersparen. Deshalb hatte sie ihn gebeten, zuerst das Protokoll der Sitzung im Büro fertig zu schreiben und dann nachzukommen.

Seit knapp einem Jahr arbeiteten sie zusammen, und eigentlich mochte sie ihn ganz gerne. Manchmal dachte sie

sogar, er könnte eines Tages ihr Nachfolger werden. Isidor war, abgesehen von seinem Tick, ständig aus dem etymologischen Wörterbuch zu zitieren, das er in seinem Rucksack mit sich schleppte – neben den immer frischen Möhren, Äpfeln und Nüssen, von denen er sich hauptsächlich zu ernähren schien –, bislang der begabteste unter ihren bisherigen Assistenten.

Was Alexandra letztendlich die Nachtruhe raubte, waren die Kinder der Toten. Genauer gesagt, deren kleine Tochter. Als sie den Tatort erreichte, standen drei Kinder – die Schule war mittlerweile für alle Kinder aus –, von den gaffenden und tratschenden Dorfbewohnern unbeachtet, in einer Ecke des Dachbodens und starrten auf den unter einem Laken leblos daliegenden Körper ihrer Mutter. Alexandra war entsetzt darüber, dass es offenbar niemand für nötig befunden hatte, die Kinder zu schützen. In dieser Hinsicht war das Leben auf dem Land grausam. Die beiden Jungen wirkten wie betäubt, sie hatten das ganze Ausmaß der Tragödie vermutlich noch gar nicht erfasst. Der Blick des kleinen Mädchens, es konnte höchstens sieben Jahre alt sein, begegnete dem ihren für den Bruchteil einer Sekunde, als sie einen der Gaffer harsch anwies, die Kinder sofort vom Tatort wegzubringen. Gefühlt dauerte der Blickkontakt mit dem Kind allerdings eine kleine Ewigkeit. Mit unbewegter Miene, die Hände zu Fäusten geballt, stand die Kleine heftig atmend im Schatten des durch das Dachfenster einfallenden Lichtstrahls, in dessen Kegel Myriaden von Staubteilchen tanzten. Durch die ungünstigen Lichtverhältnisse konnte Alexandra das Kind schlecht erkennen, aber sein Blick durchdrang alles. Er schien sich geradezu in sie hineinzubohren.

Aus diesen entsetzten Kinderaugen sprach ein solcher Schmerz, wie er einer gemarterten, uralten Kreatur aus der Mythologie angestanden hätte. Alexandra sah dem Kind noch nach, als es den Dachboden schon längst verlassen hatte. Immer noch betroffen nickte sie schließlich dem Beamten zu, zum Zeichen, dass er das Laken entfernen sollte, mit dem die Leiche bedeckt war. Als sie im Zuge ihrer Ermittlungen den Zettel aus der Kitteltasche der Toten zog, auf dem in krakeliger Schrift stand: Das hättest du nicht erwartet; ich bestimme, wann Schluss ist, kam es ihr vor, als hätte sie Verrat an dem Kind begangen.

Dann war der Bauer zurückgekehrt. Er trampelte die Leiter hoch und kam polternd direkt auf Alexandra zu. Ihr entgingen das leichte Hinken seines rechten Beins und die ein wenig schiefe Stellung der Schultern nicht. Gerade hatte ihr eine der Frauen erzählt, dass der Bauer in jungen Jahren schwer verunglückt war. Die Heckklappe eines Viehtransporters, der auf dem Hof Schlachtvieh abholen sollte, entriegelte sich unbemerkt, als das Fahrzeug auf seinem Weg rückwärts zum Stall zu nahe an die seitlich stehenden Büsche geriet. Ein Ast hatte sich so unglücklich in der Verriegelungsvorrichtung verheddert, dass gerade in dem Moment, als das Fahrzeug zum Stehen kam, die schwere Ladeluke unvermittelt aufklappte und den das Fahrzeug einweisenden Bauern an der Schulter traf. Jedem im Dorf war klar, dass er sich dabei erhebliche Verletzungen zugezogen haben musste. Aber teils unter Schock stehend und andernteils seinem Wesen nach eigenwillig, wollte er sich nicht behandeln lassen. Wie ein wildes Tier zog er sich einfach zurück, bis seine Knochen wieder heil

waren. Alexandra schauderte es bei dem Gedanken an die Schmerzen, die er gehabt haben musste. Damals lebte auch seine Mutter noch, wurde ihr weiter berichtet. Sie versorgte den Hof in dieser Zeit alleine, und man munkelte, es sei ihr gar nicht so unrecht, dass der junge Mann jetzt körperlich behindert war. So würde ihn keine dieser Stadtschlampen, wie sie die jungen Frauen aus der Umgebung betitelte, vom Hof locken. Alexandra war sichtlich erschüttert darüber, was für schwere Schicksale die Menschen dieser rauen Gegend hatten. Seine Frau mit einem Seitenblick wie ein totes Stück Vieh taxierend, glotzte der Bauer Alexandra drohend an und rief: „Machät, dass ihr vom Hof abe chömät!“

Kühn trat sie ihm einen Schritt entgegen. „Herr Albiez, nehme ich an.“

Sie stellte sich ihm vor. Eine Beileidsbezeugung sparte sie sich in Anbetracht seines Benehmens. Er war mindestens einen Kopf größer als sie. Unter anderen Umständen hatte sie ihn durchaus als attraktiven Mann bezeichnet. Sein Kopf hatte eine klassisch römische Form. Die hellen Augen wirkten ausdrucksstark unter den dichten Brauen. Seine Gesichtszüge hatten etwas Feines, neben all der Grobheit, die in seinem Benehmen lag. Im resoluten Beamtenton bestellte die Kommissarin ihn wider besseres Wissen zur weiteren Vernehmung ins Präsidium ein. Leider hatte sie im Moment keinerlei Handhabe gegen ihn. Von daher blieb ihr nichts anderes übrig als sich zurückzuziehen.

Eine der Nachbarinnen ging vor ihr die verwitterte Leiter hinunter, von der sich Alexandra fragte, ob sie wohl ihrem Gewicht standhalten würde. Dabei konnte sie hören, wie die Frau der alten Marie, die bereits unten auf sie wartete, zuraunte: „Am Seil sehsch halt nüd, des isch nüd Neus.“

Marie nickte mit wissender Miene. Alexandra interpretierte, dass die Alten in dieser Gegend das Wissen um die Problematik bezüglich der mangelnden Verwertbarkeit von Beweisen im Zusammenhang mit Erhängten teilten. Sie nutzte die Gelegenheit, um die beisammen stehenden Frauen danach zu fragen, ob die Kinder versorgt seien.

„Diä sind alli mit de Amanda zum Hänsihof“, sagte Marie und schob nach, „dört chönet sie erscht ämol bliebe.“

„Ich werde das Jugendamt darüber informieren, Amanda wie?“

„Amanda Schneider, Am Bach 7.“

„Danke.“ Alexandra notierte sich die Adresse, danach informierte sie den mittlerweile eingetroffenen Isidor, der sich der aufgeregten Menge mehrfach als Isidor Rogg, Kripo Waldshut, vorstellte und sich redlich darum bemühte, Ruhe in das Geschnatter der Dorfgemeinschaft zu bringen. „Ein Suizid, Isidor“, flüsterte sie ihm leise zu. „Wir können abbrechen. Nur, dass mir mein Gefühl hier eine ganz andere Deutung nahelegt.“

„Wie jetzt, Chefin?“ Isidor blickte sie irritiert an.

„Isidor, in diesem Fall ist der Selbstmord auch ein Mord, aber wir können nichts dagegen machen.“

Sie hielt ihm den Zettel hin. „Das hatte die Frau in ihrer Tasche stecken. Wenn das ihre Schrift ist, wie ich vermute, müssen wir von einem Suizid ausgehen. Außer den Beschuldigungen der Nachbarn haben wir nichts in der Hand. Ich bezweifle, dass die Obduktion oder die Ergebnisse der Spurensicherung noch etwas anderes zutage fördern werden. Allein in den Augen der kleinen Tochter der Frau habe ich ganz deutlich gelesen, dass es sich hier um einen Mord handelt.“

„Ist das jetzt die exakte Polizeiarbeit, von der Sie immer sprechen?“ Isidor hatte die Stirn in tiefe Falten gelegt.

„Nein, das sind mein Gefühl und die traurige Wahrheit. Ich habe lange genug exakte Polizeiarbeit gemacht, um zu erkennen, wann ihre Grenzen erreicht sind.“

„Sie meinen, der Bauer hat seine Frau so lange tyrannisiert, bis sie sich umgebracht hat?“

„Ja, und er kommt ungeschoren davon.“

Isidor blickte sie vielsagend an und sagte: „Chefin, etymologisch hergeleitet ist Mord – ein Mittel zum Sterben.“

Unglaublich, wie er mit seinem etymologischen Tick die Dinge auf den Punkt brachte. Alexandra war darüber einmal mehr einfach nur sprachlos.

Er zuckte mit den Schultern und sagte: „Dann fahre ich jetzt eben wieder nach Hause.“

Sie trennten sich schweigend.

Ja genau, Alexandra nickte unmerklich, während sie sich im Bett noch ein wenig aufrechter hinsetzte. Genauso war der Einsatz gestern verlaufen. Einmal mehr half es ihr, jedes Detail eines Falles ganz in Ruhe zu betrachten, um sich Klarheit zu verschaffen. Es ist der Blick des Kindes gewesen, der mich nicht schlafen lässt, resümierte die Kommissarin. Ich bin mir in diesem Moment genauso macht- und hilflos vorgekommen wie das Kind selbst. Nachdem sie das erkannt hatte, hoffte sie, zur Ruhe zu kommen. Mit einem schnellen Blick auf die Anzeige des Radioweckers überschlug sie die noch verbleibende Zeit bis zum Morgen. Noch knappe sechs Stunden. Sie überlegte, während sie sich wieder hinlegte, was nun wohl aus den Kindern der Toten werden würde. Gibt es einen lieblichen Vater? Vor allem fragte sie sich, wie das Leben des

kleinen Mädchens weiter verlaufen würde. Sie fühlte sich ihr gegenüber irgendwie schuldig, obwohl sie wusste, dass natürlich objektiv von einer Schuld ihrerseits nicht die Rede sein konnte. Dass sie den Zettel in der Tasche der Frau gefunden hatte, der den Bauern mit entlastete, wusste das Mädchen gar nicht. Außerdem wäre er früher oder später sowieso gefunden worden. So ein Blödsinn, dachte sie. Was ist nur mit mir los. Ich kenne doch den Unterschied von Schuldgefühlen und wirklicher Schuld genau. Schuldig gemacht hat sich in erster Linie die Frau selbst, indem sie ihren Kindern dieses Leben zumutete. Und natürlich der verschrobene Bauer, der die Frau vermutlich mit schönen Versprechungen auf seinen Hof gelockt und damit in Abhängigkeit von sich gebracht hatte. Vielleicht sollte ich besser aufstehen und mich ablenken, statt weiter mit meiner Unruhe zu kämpfen, dachte sie, als sie spürte, wie Hermann seinen Arm fest um ihre Taille schlang und murmelte: „Jetzt wird aber geschlafen.“

Aufschlag

„Seems it never rains in southern California ...“ Zunächst konnte sie die Musik des Radioweckers noch zu einem Traumbild von Sonne, Strand und Surfbrettern verarbeiten, aber schließlich musste sie den Schlaf ziehen lassen. Aus war der Traum. Wie schade, dachte sie, sich nach Hermann umsehend. Unmittelbar standen ihr die Ereignisse des gestrigen Tages und der anklagende Blick des Kindes wieder vor Augen. Ihr Mann war bereits aufgestanden. Sie hörte das Rauschen der Dusche aus dem angrenzenden Bad. Alexandra hätte an diesem Morgen gerne noch länger geschlafen, aber sie wollte mit Hermann frühstücken und ihm von ihren Schuldgefühlen diesem Mädchen gegenüber erzählen. Rasch suchte sie ein paar frische Wäschestücke und Socken zusammen, legte ihre Jeans und einen bequemen Pullover zurecht und ging ebenfalls ins Bad. Hermann stand an seinem Waschbecken und rasierte sich. Er war überrascht, sie schon so früh zu sehen. Wusste er doch, dass sie den Tag nicht gut bewältigte, wenn sie nicht genügend geschlafen hatte. Sie machte eine abwinkende Bewegung zu ihm hin – mehr war um die Zeit noch nicht möglich –, zog die Plexiglasscheibe der Dusche auf und verschwand darin. Im Bademantel folgt sie Hermann nach einigen Minuten in die geräumige Küche, deren Einrichtung sie viel Zeit und Mühe gekostet hatte. Sie sollte modern und chic sein, deshalb wählten sie hellbeige Lackfronten für die Möbel, aber sie sollte auch gemütlich sein und zum Verweilen einladen, was vor allem durch die bequemen Stühle gewährleistet wurde. Eigentlich waren es durch ihre breiten Armlehnen eher Sessel. Sie waren weich

gepolstert, hatten eine flexible Rückenlehne und waren mit weichem rotem Leder überzogen. Von der heißen Dusche und ein paar kräftigen Schlucken Milchkaffee gestärkt, begann sie, Hermann davon zu erzählen, weshalb sie in der vergangenen Nacht keine Ruhe gefunden hatte. Detailliert beschrieb sie ihm die gestrige Situation. Dies war eine weitere Gelegenheit für sie, ihre Gedanken zu strukturieren. Und wie fast immer, wenn sie seinen Rat brauchte, fand er, nachdem er ihr trotz der frühen Stunde aufmerksam zugehört hatte, entsprechend entlastende Worte. Im Gespräch mit ihm wurde ihr schnell klar, dass sie als kleines Mädchen geglaubt hatte, die Polizei könne alles Schlechte richten und zum Guten wenden. Das war mit ein Grund oder überhaupt der Grund gewesen, weshalb sie diesen Beruf gewählt hatte. Der Blick des Kindes vom Dachsberg erinnerte sie daran. In den Augen des Mädchens hatte sie diese angesichts der toten Mutter zunichtegemachte Hoffnung gesehen und die Tatsache, dass sie keinerlei Handhabe gegen den Bauern hatte, wie eine Anklage gegen sich selbst empfunden. Hermann sagte schließlich: „Du bist wieder einmal deinem eigenen hohen Anspruch begegnet.“ Womit er recht hatte.

Dankbar für seine Hilfe, mit der er ihr den Zugang zu ihrer inneren Aufruhr ermöglicht hatte, verabschiedete sie sich von ihm, packte eilig das Handy und die Schlüssel ein und fuhr ins Büro.

Gerade als sie sich im Präsidium an ihren Schreibtisch setzen wollte – es war kurz nach acht Uhr –, stolperte Isidor förmlich in ihr Büro. Beinahe hätte er das Anklopfen vor lauter Aufregung versäumt, zumal er in der einen Hand einen Stapel Akten hielt und in der anderen einen seiner obligatorischen Äpfel.

„Chefin, ein Toter in Freiburg, in der Bahnhofstraße. Äh, guten Morgen erst mal! Wir haben diesen Monat Vertretungsdienst in der Hauptstadt“, schob er nach, bevor er wieder krachend in seinen Apfel biss. Alexandra musterte ihn irritiert. Kauend fuhr er völlig unbeeindruckt fort: „Sie erinnern sich: Qualitätssicherung, Kollegialität, Korruptionskontrolle, bla, bla, bla.“

Sie musste unwillkürlich lachen. Er schien vom gestrigen Tag völlig unbelastet zu sein.

„Isidor, die Höflichkeit hätte es geboten, abzuwarten, bis ich ‚Herein‘ oder ‚Ja, bitte‘ gesagt hätte.“

„Höflichkeit, ähm, ja Chefin, etymologisch – das Verhalten bei Hofe. Das ist mir in der Hektik jetzt durchgerutscht.“ Er grinste verlegen.

Business as usual, dachte sie und nickte ihm zu.

„Na, dann mal los. Sie fahren. Ich habe ja nichts dagegen, zur Abwechslung wieder mal in Freiburg zu arbeiten, aber ich frage mich, ob diese Austauschmaßnahmen ihren Zweck wirklich erfüllen.“

„Keine Ahnung, das wird sich vermutlich erst langfristig zeigen.“

„Ja, vermutlich.“

Sie holten ihre Dienstwaffen aus den Spinden und meldeten sich zum Außeneinsatz ab. Isidor war ein treuer Abonnent des Südkuriers, den er ausführlich bei seinem Frühstück studierte. Er rezitierte die Tagesthemen, von Politik über Wirtschaft bis zum Sport, für Alexandra. Dazu nutzte er meist die ganze Fahrtstrecke. Nur ein Frühaufsteher kann mit solcher Hingabe morgens die Zeitung lesen, dachte Alexandra. Sie war froh, ihrerseits nicht viel zur Unterhaltung beitragen zu müssen, und genoss zunächst den Blick aus dem Fenster auf die frisch grünende Landschaft.

Nach kurzer Zeit fielen ihr die Augen zu – die Nacht war einfach zu kurz gewesen. Nach einer knappen Stunde passierten sie Freiburgs Stadttunnel.

„Chefin, lösen Sie gerade einen Fall?“, feixte Isidor, der sich gerne darüber lustig machte, dass sie oft über Nacht oder nach einem kleinen Nickerchen im Auto die entscheidenden Ideen zu ihren Fällen fand.

„Abwarten“, antwortete sie gähmend.

Die Kollegen von der Streife hatten den Tatort längst unter Kontrolle, als das Ermittlungsteam den Bahnhof erreichte. Der Straßenabschnitt war für den normalen Verkehr gesperrt worden, somit gelangten sie zügig zu dem durch seine kupferfarbenen getönten Scheiben auffälligen Hochhaus der Volksbank Freiburg.

Alexandra blieb nach ihrer Ankunft noch einen Augenblick im Wagen sitzen und ließ die Szene auf sich wirken. Sie beobachtete, wie Isidor den uniformierten Beamten bat, den Sichtschutz zu entfernen. Mitten auf dem Asphalt lag der zerschmetterte Körper eines Mannes in seinem Blut. Er stellte vor dem Hintergrund des kühl und unnahbar aufragenden Hochhauskomplexes, dessen unzählige Fensterscheiben teilnahmslos auf ihn hinabzublicken schienen, den krassen Gegensatz zur intakten Fassade des Bankgebäudes dar. Alexandra stieg aus. Aus den Augenwinkeln beobachtete sie, wie der Notarzt dem Fahrer des Rettungswagens mit einer kaum merklichen Geste zu verstehen gab, dass ein Krankentransport nicht nötig sein würde. Isidor stand neben dem Toten, der, seiner Kleidung nach zu urteilen, ein Mitarbeiter der Bank sein konnte. Mitternachtsblauer Anzug, vermutlich maßgefertigt, vermerkte er routiniert. Der gehörte in die obere Etage, dachte Alexandra und blickte an der Front des Gebäudes empor. Es

war nichts zu erkennen, außer glatter Fassade. Wäre da nicht so viel Blut gewesen, und hätte der Mann nicht auf der Straße gelegen, hätte man meinen können, er befinde sich gerade in einer äußerst wichtigen Verhandlung. Seine Beine waren elegant übereinandergeschlagen. Die teuren schwarzen Schuhe glänzten in der Sonne mit seiner goldenen Uhr um die Wette. Er strahlte sogar jetzt noch etwas von dieser ungemein seriösen Haltung aus, die Bankangestellten zu eigen ist.

Sogar sein Schlips saß noch ganz korrekt, nur die Brille war minimal nach links verrutscht. Lediglich der sich unter seinem schon ein wenig grau werdenden Haar immer noch weiter vergrößernde dunkelrote Fleck und sein ungewöhnlich platter Hinterkopf wiesen auf das Drama hin, das sich soeben hier abgespielt hatte.

In seine stahlblauen, starr dreinblickenden Augen hineinsehend, fragte sich Alexandra: Woher kommst du und was ist dir passiert? Aber diese Augen konnten ihr nicht mehr antworten.

Stattdessen wandte sich Isidor an sie. „Chefin, der Mann kann eigentlich nur von oder aus dem Bankgebäude gestürzt sein.“

„Ja, sieht so aus.“

Sie wandte sich an ihren uniformierten Kollegen: „Gibt es Augenzeugen?“

„Ja, eine Zeugin gibt es. Beate Scherzinger, wohnhaft in Freiburg, Stadtteil Betzenhausen. Sie ist Abiturientin und jobbt am Kiosk drüben. Weil sie heute Frühschicht hatte, war sie hier mit dem Rad unterwegs. Sie hat einen Schock erlitten. Der Mann ist ihr beinahe vor die Füße gefallen und dabei hat sie noch irrsinniges Glück gehabt. Ums Haar wäre sie von ihm erschlagen worden. Sie sitzt dort drü-

ben. Wir sollen sie gut im Auge behalten, zumindest so lange, bis die Notfallseelsorger bei ihr sind.“ Er zeigte mit dem Finger auf eine schmale Gestalt, die im Gras sitzend, rücklings an einen Baum gelehnt, ins Leere blickte.

„Und sonst? Gibt es noch andere Zeugen?“ Alexandra hoffte sehr auf weitere Informationsquellen.

„Leider bis jetzt nicht. Um diese Zeit ist hier kaum was los. Das wäre bei der dem Bahnhof zugewandten Seite anders.“ Der Beamte schüttelte bedauernd den Kopf.

„Haben wir die Personalien des Toten?“

„Nein, auch noch nicht. Seine Taschen waren leer. Vielleicht in der Bank ...“

„Ja, danke Ihnen erst mal.“ Alexandra überlegte: Der Beamte hat also auch den Eindruck, dass der Tote ein Banker war. Sie verstand sich mit den Streifenbeamten gut und achtete sehr genau darauf, deren Eindrücke in ihre Ermittlungen einzubeziehen. Meist trafen sie lange vor ihr am Tatort ein. Auch eine noch so gering erscheinende Wahrnehmung konnte manchmal hilfreich sein, um ein Verbrechen aufzuklären. Sie ging, gefolgt von Isidor, zügig über den Platz zu der wartenden Zeugin.

„Sie sind Frau Scherzinger?“ Alexandra ging in die Hocke, als sie die Schülerin ansprach. „Mein Name ist Alexandra Rau, ich bin die ermittelnde Kommissarin, das“, sie deutete auf Isidor, „ist Isidor Rogg, mein Kollege.

Können Sie uns schildern, was vorgefallen ist?“

Die junge Frau schien sie nicht gehört zu haben. Alexandra blickte zu Isidor auf, der aus dieser Perspektive noch viel größer wirkte, als er mit seinen 1,97 m ohnehin schon war.

Isidor ging ebenfalls in die Hocke und machte mit seinen Händen eine öffnende Geste zu dem blassen Wesen hin, aus dessen Augen unablässig Tränen tropften.

„Du warst mit dem Fahrrad unterwegs ...“, begann er einen Satz, um ihr den Einstieg zum Erzählen des Erlebten zu erleichtern. Guter Mann, dachte Alexandra. Solche Leute brauchen wir.

Das noch sehr kindlich wirkende Geschöpf versuchte, an Isidors Gestalt einen Halt für ihren leeren Blick zu finden. Ihr Fokus schien sich langsam wieder auf das Hier und Jetzt zu richten. Sie begann leise zu sprechen: „So ein Geräusch habe ich in meinem ganzen Leben noch nie gehört. Es war so“, sie stockte, „so schrecklich. Ein Knack – Klatsch – Krachen, alles gleichzeitig. Ein Es-ist-alles-ka-putt-Geräusch. Können Sie sich das vorstellen?“ Sie schüttelte den Kopf, die Tränen flossen unaufhörlich weiter, es schien, als wolle sie die Erinnerung an das Gehörte abschütteln. „Ich bin die Rosastraße entlanggefahren. Und dann, auf einmal habe ich das furchtbare Geräusch gehört, gleichzeitig lag der Mann auf der Straße, direkt vor mir. Er ist tot, stimmt’s?“ Sie schluchzte laut auf. „So ein Geräusch, das kann man bestimmt nicht überleben.“

Alexandra wandte sich abermals an das junge Mädchen. Sie berührte sie sanft an der Schulter. „Haben Sie noch etwas anderes beobachtet, Frau Scherzinger? Hat sich sonst noch jemand in der Nähe aufgehalten oder ist vielleicht von hier weggelaufen?“

„Was? Nein! Ich habe gar nichts anderes gesehen. Nur das Geräusch und den Mann – gleichzeitig! Es war so grauenhaft.“

Alexandra schüttelte, zu Isidor blickend, leicht den Kopf und sagte: „Haben Sie vielen Dank, Frau Scherzinger. Ihre

Personalien wurden von den Kollegen schon aufgenommen. Es wird sich gleich jemand darum kümmern, dass Sie nach Hause kommen.“

Alexandra und Isidor gingen zum Eingang der Bank. Sie hörten aufgeregtes Stimmengewirr. Eine kleine Gruppe von Bankmitarbeitern war auf ihrem Weg zur Arbeit am Unglücksort angekommen. Die Fahrgemeinschaft aus dem Hexental konnte sich den Beamten an der Absperrung überzeugend als Bankangestellte ausweisen. In diesem Moment wurde die Leiche des Mannes in den obligatorischen Zinksarg gelegt. Nachdem die ermittelnde Kommissarin den Toten freigegeben hatte, stand seinem Abtransport in die Gerichtsmedizin nichts mehr im Wege. Die Männer, die sich hinzuschauen getraut hatten, identifizierten den Leichnam dem aufmerksamen Beamten gegenüber als den Finanz-Vorstand des Instituts, Herrn Dr. Markus Werner. Aufgeregt sprachen sie danach alle durcheinander. „Furchtbar ...“, „Nicht möglich ...“, „Er war immer so nett ...“, „Eine Tragödie ...“, „Die arme Familie ...“ Der Uniformierte legte wieder eine Decke über den Körper des Toten, dann wurde der Sarg geschlossen.

Isidor machte sich Notizen.

Um 9.15 Uhr, die offizielle Geschäftszeit der Bank hatte längst begonnen, erkundigte sich Alexandra am Infoschalter nach dem Büro von Herrn Dr. Werner. Ihr Polizeiausweis und die Nennung ihres Dienstgrades taten ihre Wirkung.

Die adrett zurechtgemachte Angestellte wirkte verschüchtert. Nervös blinzelte sie über ihre Goldrandbrille, die hervorragend zu den kleinen, ebenfalls goldfarbenen Kämmen passte, die ihre hochgesteckte Frisur hielten.

Natürlich begann sich die Tatsache, dass draußen der tote Vorstand lag, unter den Mitarbeitern wie ein Lauffeuer zu verbreiten. Sie stocherte mit steifen Fingern auf die Tasten des Haustelefons und verwählte sich mehrfach, als sie das Sekretariat des Vorstands anrufen wollte, um die Kommissarin und Isidor dort anzumelden. Sie wirkt aufgescheucht wie ein Huhn und völlig überfordert, dachte Alexandra.

Dann, endlich wurde der Hörer am anderen Ende der Leitung abgenommen. Die gestresste Person stammelte in den Apparat: „Loretta, ich bin es, Pia vom Empfang. Die Polizei, ähm zwei Herrschaften von der Polizei sind hier. Holst du sie ab? Nein“, murmelte sie gequält, „sie haben keinen Termin.“ Sich umständlich räuspernd sprach sie weiter: „Ach, du hast noch gar nicht? ...“

Alexandra unterbrach sie mit einer knappen Geste. „Wir informieren Ihre Kollegin gleich selbst. Lassen Sie uns bitte jetzt zu ihr“, verlangte sie energisch.

Auf Stirn und Oberlippe der Frau tauchten kleine Schweißperlen auf. Alexandra beobachtete sie kritisch. Stress im Klimakterium kommt vermutlich dazu. Wir schauen uns ihren Kontakt zu Herrn Dr. Werner aber auf jeden Fall noch genauer an, vermerkte sie auf ihrer inneren To-do-Liste. „Warte mal“, in den Telefonhörer murmelnd, warf die Dame einen hilfeschuchenden Blick auf Isidor und sagte gequält: „Das ist gegen die, äh, die Sicherheit, also die Vorschriften. Frau März muss Sie hier abholen.“

„Ja, dann veranlassen Sie das doch.“ Isidor lächelte sie freundlich an. Das tat seine Wirkung. Energisch sagte sie in die Muschel des Hörers: „Loretta, bitte komm jetzt gleich runter zum Empfang. Es ist dringend.“ Anscheinend stimmte diese Loretta endlich zu, denn die Frau legte er-

leichtert auf. Sie hatte wieder zu ihrer Routine gefunden und zeigte auf eine lederne Sitzgruppe.

„Frau März, unsere Chefsekretärin, wird Sie sofort abholen. Bitte nehmen Sie doch noch einen Moment Platz.“

Alexandra warf einen flüchtigen Blick auf das Designersofa. Lauser, las sie auf einem kleinen Schild, das dezent seitlich an dem Möbel angebracht war. Hm, notierte sie innerlich, das würde auch gut in unser Wohnzimmer passen. Setzen wollte sie sich nicht. Sie sprach die Frau an, nachdem sie das Namensschild an deren seidener Bluse gelesen hatte. „Frau Brösstler, richtig? Wie war denn Herr Dr. Werner so?“ Sie hatte das mit einer Unschuldsmiene und im Plauderton gesprochen, als ginge es dabei um einen gemeinsamen alten Bekannten, der sich bester Gesundheit erfreute. Und tatsächlich, Frau Brösstler geriet sogleich ins Schwärmen. „Herr Dr. Werner, das war ein wirklich netter Mann. Immer hatte er ein offenes Ohr für unsere Probleme, und er war so höflich. Von der Putzfrau bis zum Hausmeister grüßte er jeden, der ihm auf dem Weg zu seinem Büro begegnete.“ Sie beugte sich ein wenig über den Schalter und raunte verschwörerisch: „Das kann nicht jeder Vorstand hier von sich behaupten und die Abteilungsleiter schon gar nicht. Herr Dr. Werner müssen Sie wissen, das war ein ganz feiner Mensch. Manchmal ging er in der Mittagspause in die Kirche zum Beten.“ Sie holte tief Atem, fühlte sich sehr wichtig und machte Anstalten, Alexandra in die personellen Interna der Bank einweihen zu wollen. Isidor beobachtete zum wiederholten Mal fasziniert die Vorgehensweise seiner Chefin.

Dabei bemerkte er, wie eine elegante Frau in einem sehr sexy geschnittenen anthrazitfarbenen Kostüm hastig auf den Schalter zukam. Sich bei ihrer Kollegin rasch nonver-

bal vergewissernd, dass es sich bei ihm und Alexandra um die beiden Personen handelte, die sie hier abholen sollte, stellte sie sich charmant lächelnd vor.

„Guten Tag, mein Name ist Loretta März. Ich begleite Sie zu Herrn Dr. Werner. Leider konnte ich ihn gerade noch nicht erreichen, aber Sie können gerne oben auf ihn warten.“

Wenn du wüsstest, dachte Isidor, enthielt sich jedoch eines Kommentars.

Er hatte schon gelernt, wie viel Wert Alexandra darauf legte, die Reaktion auf eine Todesnachricht voll konzentriert zu beobachten. Wenn irgend möglich versuchte sie, ihre Gesprächspartner in einer ruhigen Umgebung mit der Situation zu konfrontieren, um Rückschlüsse aus ihrer Reaktion ziehen zu können.

Entsprechend ging sie auch bei Loretta März vor, nachdem sie sich von Frau Brösstler wie von einer alten Freundin verabschiedet und ein weiteres Gespräch in Aussicht gestellt hatte.

In der neunten Etage angekommen, erkundigte sich Alexandra zunächst danach, ob denn Herr Dr. Werner auf dieser Etage alleine arbeite. Frau März reagierte professionell, indem sie der Frage auswich und sagte: „Wenn Sie sich noch einen Augenblick gedulden wollen. Ich sage Herrn Dr. Werner gleich Bescheid.“

„Das wird nicht möglich sein“, entgegnete Alexandra.

„Wie bitte?“

„Frau März, wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass Ihr Chef, Herr Dr. Werner, heute Morgen tödlich verunglückt ist.“

Die Frau erstarrte. Sie blickte Alexandra in ungläubigem Staunen an. Schweigend standen sich die Frauen gegen-

über. Alexandra taxierte ihr Gegenüber genau, doch deren Miene verriet nichts.

Dann fasste sie sich. „Verunglückt? Tödlich? Das kann nicht wahr sein.“

Alexandra stellte sich und Isidor offiziell vor und informierte die Sekretärin darüber, dass ihr Chef vor wenigen Minuten tot neben dem Gebäude gefunden wurde.

Sie ließ ihr einige Zeit, um diese Nachricht zu verarbeiten, welche sie für sich selbst zu weiteren Beobachtungen nutzte. Schließlich sagte sie: „Frau März, ich muss Sie bitten, mir die Arbeitsräume von Herrn Dr. Werner zu zeigen.“

Dessen ungeachtet setzte sich die Sekretärin auf ihren Schreibtischstuhl. Es war nicht zu erkennen, ob diese Geste einem Erschrecken geschuldet war oder ob sie wirklich aus der Geschäftstüchtigkeit heraus erfolgte, wie die Frau vorgab.

„Ja, natürlich. Sofort. Ich hatte mich darüber gewundert, dass ich ihn noch nicht gesehen habe. Aber ich muss doch zuerst die anderen Vorstände verständigen, oder?“

„Zuerst das Büro.“ Isidor klang genervt.

Sie erhob sich sofort und sagte: „Hier entlang, bitte.“

Alexandras Assistent nutzte die Zeit für weitere Fragen, während sie miteinander durch den langen Flur gingen.

„Sie sagten vorhin, Sie hätten Herrn Dr. Werner heute Morgen noch nicht gesehen. Wann sind Sie an Ihrem Arbeitsplatz angekommen?“

„Um halb acht, wie immer.“

„Um welche Zeit kam denn der Chef gewöhnlich?“

„Das war ganz unterschiedlich, je nachdem, wie seine Termine lagen, und es hing auch davon ab, ob er mit dem

Fahrrad oder dem Wagen fuhr. Bei gutem Wetter fuhr er eigentlich immer mit dem Rad und freitags bei jedem Wetter. Meistens kam er zwischen sieben und halb neun Uhr hier an.“

„Und es war üblich, dass Sie nicht wussten, dass er bereits im Büro war?“

„Ja, wenn Herr Dr. Werner früh kam, hatte er meist etwas Wichtiges zu erledigen und wollte nicht gestört werden.“

Isidor nickte. „Aha. Wäre es möglich, dass noch jemand mit ihm in seinem Büro war?“

„Ja, das schon, nur ...“

„Nur?“

„Nur, es war niemand angemeldet.“

„Angemeldet?“

„Ich meine im Terminplaner.“

„Verstehe“, sagte er und dachte: Das heißt ja nichts.

Nach einigen Metern zeigte sie auf eine Tür. „Soll ich öffnen?“

„Ja, natürlich!“

Sie klopfte an. Das macht sie aus Gewohnheit, registrierte Alexandra. Dann öffnete die Sekretärin die Tür zum Büro von Herrn Dr. Werner.